

42]

## Pelle der Eroberer.

Sehjahre.

Roman von M. Andersen Regd.

„Wo sie mir nun aber falsche Bücher vorgelegt haben, die einen größeren Uberschuß angaben, als da wirklich war. Reeder Monsen stand wohl hinter der ganzen Geschichte, zusammen mit dem Bierbrauer von da drüben, der das Hotel für ausstehende Schulden übernommen hatte.“

„Aber wie haben die Großen Dich nur aufschnüffeln können?“ Holm kraute sich den Kopf, er begriff das Ganze nicht.

„Ach, sie hatten wohl von den Zehntausend gehört, die ich von Vater geerbt hatte. Nach so was werfen sie freilich ihre Neze aus, und dann eines Tages schickten sie mir einen Kommissionär auf den Leib. Zehntausend langte gerade für die Anzahlung, und nun haben sie das Hotel wieder übernommen. Aus Mitleid ließen sie mich diesen Kumpeltram hier behalten. — Aber mir ist das ganze Schnuppe.“ Er wandte plötzlich sein Gesicht ab und weinte; und dann kam die Frau schnell herzu.

Holm zog Pelle mit sich. „Sie wollen uns wohl am liebsten los sein,“ sagte er still; er fuhr fort über das traurige Schicksal des Mannes zu reden, während sie an der Mole entlangschlenderten. Aber Pelle hörte ihm nicht zu. Er hatte einen kleinen Schuner entdeckt, der draußen kreuzte, und wurde immer unruhiger.

„Ich glaube, das ist der Islandschuner,“ sagte er endlich. „Dann muß ich nach Hause!“

„Ja, lauf nur,“ sagte Holm, „und vielen Dank für Deine Führung und grüße auch Vasse und Karna.“

Oben auf dem Hafenhügel begegnete Pelle Meister Zeppe und weiter hinauf Drejer, Klaußen und Blom. Der Islandschoner hatte seit mehreren Monaten auf sich warten lassen; das Gerücht, daß er im Fahrwasser sei, verbreitete sich schnell, und alle Schuhmacher aus der ganzen Stadt eilten von dannen, um noch ehe die Landungsbrücke angelegt war, zu hören, ob er ein gutes Geschäft gemacht hatte.

„Nun ist der Islandschoner da,“ sagten Kaufleute und Lederhändler, wenn sie sie rennen sahen. „Nun müssen wir uns beeilen und Rechnungen ausschreiben, denn nun kommen die Schuster zu Geld.“

Aber der Schiffer hatte das meiste Schuhzeug noch im Schiff und kam mit der Schreckensbotschaft, daß nicht mehr Schuhzeug auf Island abzugeben sei. Die Winterindustrie war den Schustern gelegt.

„Was soll das bedeuten?“ fragte Zeppe bitter. „Du hast doch lange genug dazu gebraucht. Hast Du da drüben ein neues Auftreten versucht? Die andern Jahre hast Du doch die ganze Bescheerung verkaufen können?“

„Ich habe getan, was ich konnte,“ erwiderte der Schiffer finster. „Habe es den Händlern in großen Partien angeboten und dagelegen und Kleinhandel vom Schiff aus getrieben. Die ganze Westküste habe ich abgegrast, aber da ist nichts mehr zu machen.“

„Na, nu!“ sagte Zeppe entsetzt, „wollen denn die Isländer ohne Schuhzeug gehen?“

„Die Fabriken,“ antwortete der Schiffer.

„Die Fabriken, die Fabriken!“ Zeppe lachte höhnisch. Aber mit einem Anflug von Unsicherheit: „Du willst mir am Ende einreden, daß sie Schuhe auf der Maschine machen können: zuschneiden und anpflöcken und nadeln und Sohlen annähen und alles? Nein, das kann, verdammt und verflucht bloß die Menschenhand, die von Menschenverstand geleitet wird. — Schuhzeug machen ist nur Menschenarbeit. Ich sollte am Ende von einer Maschine ersetzt werden können, von ein paar Rädern, die sich herumdrehen, basta! Eine Maschine ist tot, das weiß ich, die kann nicht denken oder sich weitere Umstände machen; denn so soll für den bestimmten Fuß gearbeitet werden, weil da empfindliche Fehen sind, oder — hier will ich der Sohle diesen Schnitt in der Fußhöhle geben, daß es hübsch aussieht, oder — nu muß man aufpassen, sonst schneidet man ins Oberleder!“

„Es gibt Maschinen, die Schuhzeug machen, und sie

machen es billiger als Ihr, also —“ sagte der Schiffer, kurz angebunden.

„Das möcht ich wohl sehen! Kannst Du mir einen Schuh zeigen, der nicht von Menschenhand gemacht ist?“ Zeppe lachte höhnisch. „Nein, da steckt was anderes dahinter, weiß Gott. Jrgendeiner will uns einen Streich spielen.“ Der Schiffer ging beleidigt seiner Wege.

Zeppe blieb dabei, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe, aber das mit der Maschine spuckte ihm doch im Kopfe herum. Er kam immer wieder darauf zurück.

„Nun machen sie wohl auch bald Menschen auf der Maschine,“ stieß er wütend hervor.

„Ne, da glaub ich denn doch, daß sich da die alte Methode erhält,“ sagte Väder Jörgen.

Eines Tages trat der Schiffer zur Werkstattür herein, schmiß ein paar Schuhe auf den Fenstertritt und ging wieder. Sie waren in England gekauft und gehörten dem Steuermann auf einer Bark, die eben in den Hafen gelaufen war. Der junge Meister sah sie an, drehte sie in der Hand herum und sah sie wieder an. Dann rief er Zeppe. Sie waren durchgenäht, Schuhe für erwachsene Männer und durchgenäht. Zum Ueberfluß stand der Fabrikstempel noch im Schaft.

Zeppe ließ ihnen nicht für zwei Schillinge Ehre. Aber über die Tatsache selbst konnte er nicht hinwegkommen.

„Dann sind wir ja überflüssig,“ sagte er zitternd, und seine ganze Größe war wie weggeblasen. „Denn wenn sie das eine auf der Maschine machen können, dann können sie auch das andere. Und dann ist das Fach zum Tode verurteilt, und wir sind alle eines schönen Tages brotlos. Na, ich habe Gottlob nicht mehr lange vor mir!“ Es war das erste Mal, daß Zeppe eingestand, daß auch er dem lieben Gott einen Tod schuldig war.

Jedesmal, wenn er in die Werkstatt hinauskam, fing er von demselben Thema an und stand da und drehte den geschmähnten Schuh zwischen den Händen. Dann kritisierte er ihn: „Wir müssen uns nächsten Winter mehr Mühe geben!“

„Vater vergißt, daß er über die 40 raus ist,“ sagte der junge Meister müde.

Dann schwieg der Alte und humpelte hinaus. Aber nach einer Weile war er wieder da und fingerte an dem Schuhzeug herum, um den Fehler ausfindig zu machen. Seine Gedanken umkreisten beständig dies Neue; es kam kein Lobgesang über das Fach mehr von seinen Lippen. Wenn die jüngeren Meister kamen und um seine Hilfe in einem schwierigen Falle baten, sagte er nein; er fühlte kein Bedürfnis mehr, mit den alten Kunstgriffen über die Jugend zu triumphieren, sondern schlürfte umher und fiel zusammen. „Und alles, was wir so hoch gestellt haben, was ist es damit?“ konnte er fragen. „Denn Maschinen machen doch wohl nicht Meisterstücke und Medaillenarbeit, wo bleibt da die Tüchtigkeit!“

Der junge Meister sah nicht so weit, er dachte hauptsächlich an das Geld, das ihnen jetzt fehlte. „Zum Teufel auch, wie sollen wir jetzt jedem gerecht werden, Pelle?“ fragte er trübselig. Der kleine Nikas mußte sich nach etwas Anderem umsehen, die Mittel erlaubten ihnen jetzt nicht mehr, einen Gesellen zu halten. So beschloß er denn, sich zu verheiraten und sich als Meister nach Norden zu niederzulassen. Der Schuster der Baptistengemeinde war gerade gestorben und er konnte Kunden genug bekommen, wenn er sich in die Sekte einschlich, er lief schon zu ihren Versammlungen. „Geh aber vorsichtig zu Werke!“ sagte Zeppe, „sonst geht die Sache schief!“

Es war ein harter Stoß für sie alle. Klaußen machte Bankrott und mußte Arbeit am neuen Hafen annehmen. Blom nahm Reißaus und hinterließ Frau und Kinder, die mußten nach Hause zu ihren Eltern gehen. In der Werkstatt war es schon lange zurückgegangen. Nun kam das noch dazu! Und warf ein grelles Licht auf den ganzen Rückgang. Aber der junge Meister schob es von sich. „Jetzt bin ich bald wieder gesund,“ sagte er, „und dann sollt Ihr nur sehen, wie ich das Geschäft in die Höhe bringen werde!“ Er lag jetzt mehr zu Bett und war empfindlich gegen allerlei Bitterung. Pelle mußte alles übernehmen.

„Lauf hin und pumpe!“ sagte der Meister nur. Und wenn Pelle mit einem Rein zurückkam, sah er ihn mit seinem

großen, verwunderten Blick an. „Solche Krämerseelen!“ rief er aus. „Da müssen wir die Sohlen festpflocken.“

„Bei Damenlackschuhen geht das nicht!“ erwiderte Pelle sehr bestimmt.

„Verdammt und verflucht, das geht! Wir puken den Boden mit schwarzem Wachs über!“

Aber als das Schwarze abgetreten war, kamen Fräulein Lund und die andern und waren böse. Sie waren nicht daran gewöhnt mit gepflockten Schuhen zu gehen. „Das ist ein Mißverständnis!“ sagte der junge Meister, der klare Schweiß stand ihm auf der Stirn. Oder auch er verisette sich und überließ es Pelle. Wenn es dann überstanden war, leuchtete er vor Ermattung und langte nach dem Bort hinauf. „Kannst Du vor nicht was schaffen, Pelle?“ flüsterte er.

Eines Tages, als sie allein waren, sagte Pelle Mut und sagte, es sei gewiß nicht gesund mit all dem Spiritus, der Meister brauche ja so viel.

„Gesund?“ sagte der Meister, „nein, weiß Gott, es ist nicht gesund! aber die Viecher fordern es ja! Anfangs konnte ich das Geßiß nicht runter kriegen, namentlich kein Bier, aber jetzt habe ich mich daran gewöhnt. Wenn ich sie nicht fütterte, würden sie bald über mich selbst herstürzen und drauflos fressen.“

„Verzehren sie es denn?“

„Na und ob! — So viel, wie Du nur auf sie runter gießen willst. Oder hast Du mich jemals berauscht gesehen? Ich kann gar nicht betrunken werden, die Tuberkeln nehmen das ganze. — Und für die ist es das reine Gift. An dem Tage, wo ich wieder betrunken werden kann, will ich Gott danken, denn dann sind die Viester krepirt und der Spiritus kann wieder auf mich losgehen. Dann handelt es sich nur darum, wieder aufzuhalten, sonst geht der Verstand zum Deibel!“ —

Die Kost wurde noch schwächer, seit der Geselle weg war. Meisters hatten kein Geld gehabt im Frühling, um ein Ferkel zu kaufen. So war niemand da, der den Abfall bekommen konnte. Nun mußten sie alles selbst aufessen. Meister Andres war nie bei Tisch. Er nahm fast keine Nahrung mehr zu sich; ein paar Stück Butterbrot hin und wieder, das war alles. Das Frühstück um halb acht aßen sie allein. Es bestand aus Salzheringen, Brot mit Schweineschmalz und Suppe. Die Suppe war aus allerlei Brot- und Grünkresten mit einem Zusatz von Dinnbier gemacht. Sie war gequoren und ungenießbar. Was von einem Frühstück übrigblieb, kam in eine große Krufe, die in einer Ecke in der Küche an der Erde stand, und wurde am nächsten Tage mit ein wenig Zusatz von frischem Bier wieder aufgewärmt. So ging es das ganze Jahr. Der Inhalt wurde nur erneuert, wenn irgendeiner gegen die Krufe stieß, so daß sie zerbrach. Die Zungen hielten sich an den Hering und das Schmalz, die Suppe benutzten sie nur, um darin herumzufischen. Sie machten sich einen Spaß daraus, irgendeinen Gegenstand hineinzuworfen und ihn nach einem halben Jahr wiederzufinden.

(Fortsetzung folgt.)

## Bilder von der Landstraße.

Von Emil Unger.

1.

### Die Lippelschäde.

Beim Einsteigen durch die Lule einer einzeln stehenden Scheune trat mein Fuß auf einen weichen Körper und der gellende Schrei einer weiblichen Kestle ließ mich zusammenschreden. Rasch stieß ich den knurrenden Holzladen wieder zurück. Das volle Mondlicht ergoß sich in den Raum; und nun sah ich, im Heu fast gänzlich vergraben, ein junges Weib, das mich entsetzt anstarrte. Eine Lippelschäde, wie ich bei ihrem Anblick sofort feststellen konnte. Nachdem sie mich mit einem raschen Blick gemustert hatte, beruhigte sie sich bald wieder. In einem „Kunden“ hatte sie nichts Schlimmes zu erwarten. Ich zog den Laden wieder heran und bereitete mir mein Lager, das allerdings wenig Umstände erforderte. Es herrschte eine angenehme Temperatur in dem Schober, obgleich draußen ein bitterkalter Wind über die schneebedeckte Erde pfiß. Das Heu aber verbreitete einen süßlich herben, fast betäubenden Duft. „Ich dachte schon, es wäre ein Teufel“, brach die Schäde jetzt das Schweigen. Sie lag mir zugewendet. Durch die Spalte am Fenster stahl sich ein schmaler Streifen Mondlicht herein und legte sich quer über ihr Gesicht. Es war blaß und abgelebt und zeigte grobe, edige Füge. Gelbe, wirre Haare umrahmten es wie ein Kranz von Stroh. Ihre Augen funkelten mich gierig an, sie witterte mit sicherem Instinkt Beute bei mir. „Na, Kunde“, raunte sie mir ermunternd und mit schlecht gelungener Zärtlichkeit zu. Ihre Stimme hatte einen wider-

lichen, fettigen Klang. Mir stieg es bid und salzig die Kehle herauf. Ein physischer und moralischer Ekel schüttelte mich. „Daß mich in Ruhe, ich bin müde und ausgefroren“, erwiderte ich unwirsch und zwang mich zu einem rauhen, schroffen Ton. „Ach, Du teuflischer Josef“, lachte sie spöttisch mit blechernem Nicken, „bist Du ein Schlappstiebel.“ Fröstelnd verkroch ich mich noch tiefer ins Heu. „Hast Du nicht 'n Schlud „Feuerwasser“?“ fragte meine Schlafgenossin ziemlich unwirsch. Ich mußte verneinen. „Auch keinen Hans?“ Ich holte ein Butterbrot aus der Tasche, das ich bei einem Krauter erhalten hatte. Mit einem wahren Heißhunger fiel sie darüber her und es gewährte mir eine besondere Freude, ihr dabei zuzusehen. Ich gewann Interesse an dieser Person, und als sie gegessen hatte, bat ich sie, mir zu erzählen, wie sie auf die Landstraße verschlagen worden sei. Dabei sah sie mich mit großen, fast verständnislosen Augen an. Du bist ein nährlicher Kauz“, meinte sie dann. Eine Weile war es still. „Na, meinestwegen, wenns Dich interessiert,“ und sie begann zu erzählen: „Daß ich aus Leipzig bin, wirst Du schon an der Sprache gemerkt haben. Und meine Alten? Nun, mein Vater war, soweit ich mich entsinnen kann, jeden Tag nur ein mal benebelt und meine Mutter nicht seltener. Sie und mich schlug er täglich grün und braun. Eines Tages, im Winter, brachten sie ihn tot nach Hause. Er war besessen im Freien liegen geblieben und erstorben. Meine Mutter schrie es den Reuten ins Gesicht, daß es ihr ganz recht wäre, von dem alten Soffkopf erlöst zu sein, sie hätte ihn doch nur erhalten müssen. Ich war damals 12 Jahre alt. Schon früher, als mein Vater noch lebte, war es mir aufgefallen, daß täglich fremde Männer in unsere Wohnung kamen. Ich mußte dann jedesmal in der Küche bleiben und wenn sie wieder gingen, die Treppe hinableuchten. Später ging es bei uns ein und aus, wie in einem Taubenschlag. Einmal traf es sich, daß ich allein zu Hause war, als ein Mann kam, den ich schon öfter bei uns gesehen hatte. Er setzte sich auf unser altes, wadliges Sofa und zog mich zu sich heran. Er kniff mich in die Wange, sagte auch ich sei ein schnuddliges Kind und ließ ein neues Zweimarstück zwischen den Fingern spielen. Na, wie meine Augen an dem Geldstück hingen. Aber dann padte mich Angst und Jörn und ich stieß ihn von mir: „Geh los, Du altes Brochmittel!“ schrie ich. Er war alt und grau und stank nach Schnaps und Tabak. „Oho, Du Heine Hezel!“ lachte er und zeigte mir wieder das Geldstück. „Gefällt Dir denn das nicht?“ Mir brauste das Blut durch den Kopf und es wurde mir so eigentümlich zumute. Mein Gott? Ich hatte nie fünf Pfennige im Besitze, und nun sollte ich mit einem Male zwei Mark bekommen. Und die sollten mir gehören, mir ganz allein! Da wars vorbei mit mir.“ — Eine Weile schwieg die Erzählerin. Ihr Gesicht zuckte wie im Schmerz, pfeifend drang der Atem aus ihrer kranken Brust. „Meine Mutter kam bald darauf zurück,“ fuhr sie die Schäde fort, „sie war angetrunken und schlecht gelaunt. Solange hatte ich das Geldstück aus einer Hand in die andere gelegt, hatte es gestreichelt und geküßt, es im trüben Schein der Lampe blinken lassen. Jetzt wollte ich es rasch verstecken, aber in der Hast entglitt es meinen Händen und rollte die Stube entlang. Die Mutter fuhr auf und starrte auf das Geld. Dann sah sie mich prüfend, lauernd an. Ich vergesse diesen Blick nie mehr. Sie hatte mit einem Schlage alles begriffen. Gleich darauf fauste ihre Faust mir ins Gesicht, daß mir das Blut aus Mund und Nase floss. Ich glaube, sie hätte mich tot gemacht, wenn nicht Nachbarsleute auf mein Geschrei herbeigeeilt wären und mich befreit hätten. Von da ab habe ich meine Mutter nicht mehr gesehen. Ich gehörte bald dem einen, bald dem anderen, bis ich „verschütt“ ging. Gätte ich in der Anstalt nur halb so viel Brot bekommen wie Schläge, ich wäre vielleicht geblieben. So aber rückte ich bei der ersten Gelegenheit aus. Ich fand einen Kunden, der es verstand, mir eine famose „Fleppe“ herzustellen und bis heute haben sie mich nicht wieder geschnappt.“

Draußen rüttelte der Wind an Tür und Fenster und trug uns die abgerissenen Klänge eines Brummhasses und das grelle Geleise einer verstimmtten Klarinette vom nahen Dorfe herüber zu. Sonst wars still. Nur die Mäuse knabberten und raschelten im Stroh und einmal lief mir eine übers Gesicht.

Am anderen Morgen, als das Tageslicht ungestüm durch die Ritzen quoll und lustiges Schellengeläute und Peitschengelknall aus der Ferne erklang, verließen wir beide vorsichtig unser Nachtquartier. Der eisige Luftzug strich über unsere schlafstrunkenen Gesichter, die wir tüchtig mit Schnee rieben. Es war ein prächtiger Wintertag. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Ich teilte meine Barschaft, die aus 16 Pfennigen bestand, mit meiner Schlafgenossin. Sie freute sich kindlich darüber und drückte mir warm die Hand. Dann humpelte sie mühsam durch den hohen Schnee. Noch eine Weile sah ich dieser Unglücklichen, Ausgejoenen nach und im funkelnden Morgenjonnlicht hob sich ihre dunkle, gebeugte Gestalt von der blütenweißen Schneedecke wie ein häßlicher Fled ab.

2

### Abe Maria.

Ein heißer Sonntag neigte sich zu Ende. Ueber den Tiroler Bergen verglühete das letzte Sonnengold. Gefättigt, prangend in der Fülle ihres Reichthums und von vielen Rissen durchzogen, träumte die Erde der Nacht entgegen. Und die Blumen liegen, geknickt unter dem Gluthauch der Sonne, ihre Köpfechen hängen, lechzend nach dem kühlen, perlenden Tau. Ich lag auf dem Bauch im tiefen Gras, abseits von der Landstraße und lauschte dem Schlafgesang der Vögel. Kein Wagengeknarre war zu vernehmen, kein Peitschen-

Inallen, kein fluchender Bauer stürzte die heilige Ruhe. Ueber die weite, fruchtgesegnete Landschaft breitete sich sonntägliches Schweigen. Vom nahen Dorfe her tönte jetzt ein Glöcklein. Erst zaghaft, wie erschreckt über seinen eigenen Klang, dann schneller und lauter und immer heller, wie jubelnder Verkündigungslied. Und der leichte Abendwind trug sie fort, die silberne Stimme, in die dämmernden Täler und weckte die anderen und bald fielen von allen Seiten die ehernen Zungen ein. Manche so dünn und hell, andere wieder tiefer, dunkler, aber alle mit tönendem Schwung. Und die Klänge zitterten, vom Winde getragen, über die Felsen und schmolzen zusammen zu einer einzigen Hymne. — Ave Maria! — Die Landstraße her nahte ein Bauernbursch mit seiner Dirn, beide im sonntäglichen Staat. Sie ließen den Rosenkranz durch die arbeitsiharten Finger gleiten und beteten mit leiernder Stimme den englischen Gruß:

„Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft,  
Und sie empfing vom heiligen Geist.“

Die Glocken waren verstummt und die beiden wanderten Hand in Hand die Anhöhe hinauf. Dort blieben sie einige Minuten stehen und blickten stumm in die dämmernde Weite. Dann gingen sie, eng aneinandergeschmiegt, quer in das Feld hinein. Noch einmal sah ich ihre Köpfe hinter einem gelben, wogenden Kornfelde auftauchen, dann hatte sie die Dämmerung verschlungen. Eine Schar Rebhühner flog erschreckt und rauschend davon. Irgendwo aber jauchzte eine Nachtigall in trunkener Lebenslust. Auf die Fluren senkte sich die Weiße des Abends: — Ave Maria! —

8.

### Die Herbergsmutter.

Abends langten wir in dem Schweizer Städtchen an. Ich hatte damals gerade achtzehnmal die Kirchen reisen sehen und war kaum flügge, während mein Begleiter, ein Veteran der Landstraße, ein mit allen Hunden gehefter Speckjäger war. „Du,“ sagte er jetzt, bevor wir das alte Gebäude betraten, „heute lernst Du wieder mal was neues kennen!“ „Was denn?“ fragte ich halb begierig, halb ängstlich. „Na, Du wirst schon sehen; wenn ich Dir's schon vorher sage, dann kommst Du am Ende gar nicht rein.“ Nun wurde es mir doch etwas schummrig zumute, jedoch wollte ich mich auch nicht als Hahnenfuß zeigen und ging denn tapfer mit hinein. Der Raum war wie alle anderen Herbergen, die ich kennen gelernt hatte. Rückern und unfreundlich und starrend von Schmutz. Eine Lampe mit einem rostigen Blechschirm hing an der Decke und verbreitete einen trüben fettigen Schein. Die Kunden saßen trübselig auf den Bänken, einzelne renommierten, was sie alles erlebt haben wollten, oder rissen unflätige Witze. Es war kurz vor 9 Uhr und mein Begleiter, der die Gepflogenheiten hier schon kannte, kommandierte: „Aufstellen in Reich und Glied, die „Wienhäuser“ gezeigt!“ Alle zogen sich hastig aus, nahmen ihr Bündel Kleider unter den Arm und hielten ihr Hemde bereit. Ich tat desgleichen. So standen zwei Reihen Männer barfuß bis an den Hals, als die Tür aufging und eine umfangreiche schmierige Frau in den fünfziger Jahren hereintrat. Ueber die Brille hinweg, die tief auf der Nasenspitze hing, musterte sie die Reihen. Dann nahm sie, ohne ein Wort zu sprechen, dem ersten das Hemd aus der Hand und hielt es prüfend unter die Lampe. Besonders der Halskrauze wandte sie ihre Aufmerksamkeit zu. Einzelne, die in Puncto „Mitbewohner“ kein ganz reines Gewissen hatten, traten ungeduldig von einem Fuß auf den anderen. An die Reihe gekommen, reichten sie dann ihr intimstes Kleidungsstück am verkehrten Ende hin, aber die Herbergsmutter kannte den Trick und prüfte nun erst recht gründlich. Sie kamen jedoch noch glimpflich durch und brauchten nicht in der Holzgarade schlafen, was oft das schlimmste noch nicht war. Als die Westrenge zu mir kam, muß ich im Gesicht wohl rot gewesen sein wie eine neuerblühte Rohnblume, denn über ihr breites schwammiges Antlitz glitt ein Lächeln. Und als sie mir mein Hemd zurückreichte, gab sie mir einen leichten Klaps auf den plastisch entwickelten Teil meines Rückens und meinte in gutmütigem Spott: „Brüchsch Dich nit zu geniere, Kleiner, ich han schon mehr g'sehn wie Dinne!“

## Prozessionen im Walde.

Ein Naturbild von C. Schenking.

Nicht bloß die Bienen, Wespen, Ameisen und die anderen in dieser Hinsicht allgemein gekannten Insekten leben in geordneten Gesellschaftsverbänden, sondern es kommt diese Erscheinung auch bei Arten vor, die weniger bekannt sind. Unter diesen ist namentlich der Prozessionsspinner zu nennen, bei dem sich die Geselligkeit vorzüglich in den gemeinsamen geordneten freien Wanderungen während des Larvenzustandes ausdrückt, in dem jene bloß eine gemeinsame Wohnung mit einander teilen.

Der Eichen-Prozessionsspinner (*Cnethocampa processionea*) ist ein kleiner Falter, dessen Länge 12–15 und dessen Spannweite rund 80 Millimeter beträgt. In seiner Färbung und Zeichnung nähert er sich beinahe der großen Schar der Unbestäublichen. Die kurzen ziemlich breiten Vorderflügel haben eine helle blaugraue Grundfarbe und an der Wurzel einen weißlichen Fleck, an den zwei düster braune Bänderlinien stoßen. Nach dem Hinterrande zu sind noch zwei solcher Linien zu bemerken. Die am Innenrande sehr stark be-

haarten Hinterflügel sind fast reinweiß und haben eine schiefe braungraue Schwanzbinde.

Der Falter fliegt im Juli und August abends und das Weibchen legt seine 150–300 weißen, etwas abgeflachten Eier in regelmäßigen Reihen an die Rinde belaubter Eichen, indem es lahlgefressene Stämme ängstlich vermeidet. Mit dem jungen Laube erscheinen im nächsten Frühjahr auch die Raupen. Und da sie es sind, denen wir heute unser Interesse schenken wollen, kann uns eine nähere Beschreibung nicht erspart bleiben. Die Raupe ist im ausgewachsenen Zustande etwa 80 Millimeter lang. An der Unterseite ist sie licht grünlichgrün, an den Seiten bräunlichgrün gestreift und über den Rücken zieht ein breiter schwärzlicher Längsstreifen, gebildet von schildförmigen Samtsflecken. Der große Kopf ist braunschwarz. Was sie aber besonders kenntlich macht, ist die Bekleidung mit langen weißen Haaren, welche büschelweise auf zehn rötlichbraunen und auch helleren Wärtchen eines jeden Körperringes stehen.

Die einer Eischeibe entstammenden Rauhpen, mit außerordentlich langen schwarzen und weißen Härchen auf dem gelben Körper, kriechen im Mai aus und besteigen die Bäume, um von den Blättern zu leben und ihr geselliges Leben zu beginnen. Zeit ihres Lebens bleibt die Familie beisammen; bei starkem Auftreten in einem Jahre vereinigen sich auch mehrere solcher Gesellschaften zu großen Scharen, die zusammen wohnen, zusammen fressen, zusammen ihre Häutungen bestehen und endlich zusammen sich verpuppen. In der Jugend haben sie kein festes Standquartier, vielmehr ist ihnen jede Stelle recht, sobald sie der vom Fraß kommenden Schar gestattet, ein leichtes Gewebe als seidene Hülle über sich zu spinnen und in Ruhe und Bequemlichkeit dem Verdauungsgeschäft obzuliegen. So lange die Mitglieder klein sind, fallen solche Ruheplätze wenig in die Augen, später jedoch bemerkt man zwischen Astgabeln, an den Stämmen der von den Raupen bewohnten Eichen bis in Stammeshöhe, oft nahe dem Waldboden faustgroße Gebilde, die man für knorrige Auswüchse halten möchte. Bei näherer Betrachtung, die allerdings aus einem noch näher anzugebenden Grunde mit der größten Vorsicht anzustellen ist, stellt sich das Ganze als ein Klumpen neben- und übereinander stehender Raupen heraus, die unter einem mit Haaren, Rot, abgestreiftes Raupenhäutgen durchwebten und mit einem seitlichen Schlupfloche versehenen Gelpinisthale verborgen sind. Durch dieses Tor zieht das ganze Heer abends aus und morgens ein.

Es ist sehr unterhaltend, einem solchen Ausmarsch oder Einzug beizuwohnen zu können, denn die Art und Weise dieserzüge ist es, die die Raupe so interessant gemacht und ihr zu dem wissenschaftlichen wie populären Namen „Prozessionsraupe“ verholfen hat.

Gegen Sonnenuntergang verläßt das Regiment sein Quartier. Die erste Raupe, d. h. die der Deffnung des Nestes am nächsten gewesen, kriecht am Stamm etwa einen Meter aufwärts und macht dann Halt. Hinter dem „Kopftier“ stellen sich die anderen zu wohlgeordneten Reihen und Gliedern formiert, auf, zuerst paarweise, dann zu dreien, bis der über meiterlange Zug in der Mitte am breitesten ist und nach hinten durch paarweises Marschieren wieder schmaler wird. Mit überraschender Ordnung, in strengster Disziplin rückt nun die Prozession zum Fraße vorwärts und zwar immer spinnend, d. h. so, daß der Kopf jeder folgenden Raupe an das Schwanzende jeder vorher gehenden dicht anstößt. Der Führer an der Spitze ist die Seele des Ganzen, seiner Bewegung folgen alle, seinem Willen fügt sich der ganze Zug. Bleibt er stehen, so stehen alle; geht er, so folgen alle. In der Ruhe hocken die Raupen übereinander und sind durch die lockeren Seidenfäden gewissermaßen zu einem Ganzen verwebt. So steigt die Kolonne, die kein Hindernis aus der Ordnung bringen kann, am Stamme empor zur grünen Weide. Auf dem Laube angelangt, beginnen die vordersten ihr Werk nebeneinander, die nachfolgenden schließen sich seitwärts an, bis zuletzt der ganze Zug in breiter Front vorrückt, hinter sich nur lahle Zweige lassend. Auch bei der Mähzeit Einigkeit und Ordnung!

Ist nun die Nacht während des siegreichen Angreifens und Vordrückens der Schar vergangen und leuchten die ersten Morgenstrahlen über die lahlgefressenen Zweige, so wird mit derselben Regelmäßigkeit der Rückzug angetreten, und die gesättigten Tiere halten ihren stillen Einzug durch das Tor ihres Lagers. Hier spinnen sie weiter, häuten sich, kurz, es entsteht der mit Häuten, Haaren und Kot angefüllte, schmutzig-gelbe, große Saß. Geht der Tag zur Miste, so wird nach Ruhe und Erholung ein neuer Angriff unternommen. Die Raupen weiden namentlich die jungen Blätter ab, von älteren lassen sie nur die stärksten Rippen stehen. Raßfraß an einzelnen Zweigen ist die Regel. Alte lichte Bestände oder einzelne übergehaltene Eichen werden bevorzugt. Bei Massenvermehrung tritt Raßfraß im ganzen Baumwipfel ein. Dann werden aber junge Eichen ebenso befallen, ja auch in der Rot andere Holzarten (selbst Kadelbölzer) stark befallen.

Verpricht der geplünderte Baum keine Beute mehr, so ist das gefährliche Heer gezwungen, auszurücken und frische Weide zu suchen, wobei dieselbe Ordnung, Regelmäßigkeit und Eintracht beobachtet wird, die wir bereits kennen gelernt haben.

Was aber die Anordnung und Reihenfolge einer solchen Prozession anlangt, so darf man nicht etwa glauben, als sei sie nach einem unänderlichen Schema organisiert; es herrscht vielmehr vollständige Freiheit und Selbstbestimmung darin und nur die vollständige Unterordnung des Einzelwesens kehrt bei allen Modifikationen in der Zugordnung in gleicher Weise wieder. Ist die Gesellschaft

lein, so gehen wohl alle Individuen hintereinander im Gänsemarsch oder nur einige der letzten Glieder gehen zu zweit oder dritt nebeneinander. Zuweilen vereinigen sich auch zwei sich begegnende Kolonnen, um fortan nur eine zu bilden, oder ein starkes Heer spaltet sich in zwei Flüge, deren jeder dann seinen eignen Weg geht.

Wenn Mitte Juni bis anfangs Juli die Verpuppung herannahet, vereinigen sich die Tiere, zur Ueberstehung dieses jedenfalls mehr als die anderen Häutungen schmerzhaften Vorganges, inniger. Sie verspinnen sich dann in ein dichteres Gesamtgepinnst, welches von zahlreichen Raupenhäuten erfüllt ist. Von der letzten Larvenhäutung bis zur Verpuppung ist dieser Ballen ihre ständige Wohnung, in die sie nach jeder Frekoprozession zurückkehren. Zur Verpuppung kriechen alle auf den Grund und spinnen sich hier die Puppengepinne. Die Verpuppung selbst geschieht in graubraunen, neben einander gestellten Kolons im Raupennest. Nach etwa dreiwöchiger Puppenruhe erscheinen die Falter, die sich also mühsam hindurcharbeiten müssen, um das Freie zu gewinnen. Die Flugzeit fällt im August des Frühjahr.

Die befestigten Nester begrünen sich wieder; das Zerstoren der Blütentriebe durch Raupenfraß hat den Ausfall der Mast, wiederholter Fraß das Dürwerden einzelner Nester und Eingehen mancher Nester zur Folge. Gegen Bitterungseinflüsse ist die Raupe sehr unempfindlich. Als Gegenmittel werden Betupfen der wandernden Raupen mit dünnflüssigen Ölen, Verbrennen der Nester oder Eingießen von wenig Petroleum mit Del mit Erfolg angewendet.

Der Eichen-Prozessionsspinner scheint auf Westdeutschland beschränkt, indem er jenseits der Oder nur selten beobachtet ist, d. h. durch sein massenhaftes und daher schädliches Auftreten Kalamitäten hervorrief. Von der Westgrenze her nimmt sein Vorkommen über Elb- und Lothringen, die Rheinlande, Westfalen nach Osten hin immer mehr ab, so daß er in Sachsen und in der Mark Brandenburg schon selten und in Mecklenburg, Pommern und Preußen noch gar nicht beobachtet worden ist.

Die Eichen-Prozessionsraupe ist nicht allein durch Entlauben der Eichen (selten anderer Laubholzarten) schädlich, sondern fast noch mehr in unmittelbarer Weise dem Menschen selbst. Nach dem Volksglauben ist manche Raupe und manches Insekt „giftig“ und viele Tiere dieser Klasse werden aus diesem Grunde unbarmherzig totgetreten. Für die Raupen der Prozessionsspinner schien die Anschließung der Giftigkeit lange Zeit volle Berechtigung zu haben. Bei den Bewegungen der Raupen, bei der Häutung und im Neste hängenden Wälgen lösen sich die Härchen los, schwängern als Stäubchen mit der Zeit an einem Raupenherde die Luft, setzen sich der Vegetation an und haften am menschlichen und tierischen Körper, wo sie in der Oberhaut, noch mehr an den zarten Hautstellen — Nase, Augen, Mund, Luftröhren — schmerzhaftes Jucken und Entzündungen erregen, was sich zur Lebensgefährdung steigern kann. Werden vom Vieh oder Vieh die auf Gras und Blättern haftenden Härchen mitgefressen, so entstehen auch auf den Schleimhäuten im Rachen, in der Nasenhöhle und im Schlund derartige Entzündungen, die das geplagte Vieh fast bis zur Naserei treiben können. Allgemein wurde angenommen, daß es in einer Drüse an der Haarswurzel gebildet und in dem Kanal des Haares aufgespeicherte Ameisensäure sei, die beim Abbrechen des Härchens frei und wirksam werde. Das Jucken ist aber keine Gift-, sondern eine Reizwirkung und wird dadurch hervorgerufen, daß die mit spitzigen Seitendörnchen bewehrten Härchen sich tief in die Haut einbohren. Man hat sich nur schwer entschließen können, die Giftigkeit dieser Haare als Reizwirkung anzuerkennen, bis durch experimentelle Untersuchungen nachgewiesen wurde, daß Giftstoffe sich auf chemischem Wege aus den Haaren überhaupt nicht extrahieren lassen und die Haare weder durch Säuren noch Alkalien ihre „Giftigkeit“ verlieren.

Unter der Massenvermehrung des Niesern-Prozessionsspinners (*Cnethocampa pinivora*) ist seit der Mitte der achtziger Jahre die Ostfeilste, zumal an der Frischen Nehrung und bei Hela, sehr heimgejagt worden. Einwohner und Fremde hatten sehr unter der Malaria zu leiden, und letztere blieben aus den beliebten Bäderorten Stahlberg, Hela und Diesnow schließlich fast ganz weg.

## Kleines feuilleton.

### Literarisches.

Neue Lyrik. Die Poesie ist tot! jubeln alle Schlophanten, deren Sinne erstorben sind, und alle, die mit ihnen bei vollen Fleischtopfen sitzen und Dickbäuche bekommen haben. Zu allen Zeiten haben sie über die Poesie zu triumphieren geglaubt, indem sie die Poeten wie arme Schwächer ans Kreuz schlugen. Aber alles Jubilieren nützte nichts. Und was auch kommen möge: als letzter Mensch wird, nach einem Bekenntnis Anastasius Gräns, doch der Dichter einst die Welt verlassen, sollte sie zertrümmert werden. Man wähle den Erdboden tausendfach um, verwüste ihn, wie man will — die Blumen sprächen in jedem Frühling aufs neue hervor. Diesen Blumen gleicht die Poesie. Man höhne sie mit rohem Lachen; man löse alles, was Leben und Schönheit heißt, in plumpe Rechenexempel auf: die Poesie wird sich immerdar ihre neuen Träger und Verkünder erklären! Sind es nicht seltsame Rätsel, vor die uns die Natur stellt, wenn

aus düsterem Dasein, aus lungenkranker Brust Biedertöne, traurige, jauchzende, aufsteigen? Da wägen wir ein schmales Büchlein in der Hand: „Feiergedanken eines Arbeiters in Gedichten und Skizzen“. Genosse D. Ebering hat sie mit einem werbenden Nachwort im Verlag von Karl Peters-Magdeburg herausgegeben. Adolf Naech heißt ihr Verfasser, ein von der Proletariatskrankheit aufs Siechenbette Geworfener — der so untermutet zum Dichter erwacht ist. Es hieße, sich jedes Gefühls für Menschlichkeit entschlagen, wollte der Kritiker strenge Maßstäbe gebrauchen. Man soll nicht mit Knippseln in Blumenhege schlagen, denn es könnte doch sein, daß darunter manch artiges Pflänzlein stände, wert der Hütung und Pflege. Letztenfalls sind es doch sprachbeseelte Dokumente eines aus düstern Leidenschichten zum Lichte Emporstehenden. Das Büchlein kostet, gut gedruckt und ausgestattet 1,50 M.; und sowohl die Druckerei Pfannsch in Magdeburg wie der Verlag haben zugunsten des Verfassers auf eigenen Gewinn verzichtet.

Gedichte eines Verdenden, viel Versprechenden wollen wir die Gabe nennen, welche Georg Heym unter dem Titel: „Der ewige Tag“ (Leipzig, Ernst Rowohlt Verlag) herausgebracht hat. Es sind dort entschieden neue Töne, moderne Anschauungen. Lyrische Melodik allerdings läßt Heym beinahe vollständig vermissen. Mit Vorliebe gebraucht er männliche Reime. Es liegt aber doch ein gewisser Trost, ein Aufbäumen gegen jedwede Weichheit der Gefühle darin, eine Art poetischer Stimmung, die durch originelle, wenn auch oft gesuchte Bilder und Vergleiche angestrebt, teilweise sogar erreicht wird. Es wären Brunnstüde einer gewaltig sich ausbreitenden Phantasie, einer in brennenden Farben schwebelnden malerisch veranlagten Impressionskunst — wenn die zuweilen hervorlugende Empfindung nicht beinahe regelmäßig durch eine sich übereinander aufstürmende Masse von Allegorien und bizarrer Gedankentwische erdrückt würde. Man sehe sich auf dies hin beispielsweise „Louis Capet“ und „Robespierre“ an! Es herrscht sozulagen hier und da ein sabbatistisch aufgeregter Trieb, der in schroffen blutrünstigen Kontrasten schwebt. Indes — einmal kommt uns Georg Heym auch wirklich lyrisch im „Sonnwendtag“:

Es war am Sommerwendtag,  
Dein braunes Haar im Nacken lag  
Wie Gold und schwere Seiden.  
Da nahnst Du mir die feine Hand,  
Und hinter Dir stob auf der Sand  
Des Feldwegs an den Weiden.  
Von allen Bäumen floß der Glanz,  
Dein Ritt war lauter Elfentanz  
Hin über rote Heiden.  
Und um mich duftete der Hag,  
Wie nur am Sommerwendtag,  
Ein Dank und Sichbefeiden.

Als lyrische Fruchtlese aus seinem so reich bestellten Ackerfelde will wohl Peter Mosegger, der gefeierte steirer Romanschriststeller, seinen Band: „Mein Lied“ (Verlag L. Staadmann, Leipzig) betrachtet wissen. Daß ein Klingherz in seiner Brust wohne, wußte man ohnehin. Daß diesem Herzen auch wirkliche Lieder entquollen sind, lehrt diese Sammlung, die natürlich auch manches Gelegenheitspoem enthält, das des Aufgebens nicht wert gewesen wäre. Das gilt insonderheit von dem Anhang: „Grußprüche und Allotrias“. Der Dichter wollte jedoch, wie er ehrlich bekennt, „mit dem Büchlein nichts Literarisches machen, wollte sich in demselben nur geben wie er ist, auch im Alltag“. Sei es drum. Sonst aber wird wohl jeder seiner Verehrer Freude an dem Buche haben. Leuchtet doch sein ganzes Wesen überall so kernig als Liebeswert hervor. o. k.

### Geologisches.

Eine Revolution des Vulkanismus. Zu den unumstößlichsten Lehren der Geologie gehörte bis auf die Gegenwart die Annahme, daß bei Vulkanausbrüchen das Wasser die Hauptrolle spiele. Die ganze Auffassung des Vulkanismus ist darauf aufgebaut. Danach entstehen die tätigen Vulkane so, daß eine Menge des Oberflächengewässers in tiefere Schichten der Erdkruste dringt, sich dort bis zum Verdampfen und bis zu hoher Spannung erhitzt und dann in Gemeinschaft mit geschmolzenen Gesteinsmassen nach außen hervorbricht. Diese alteingesessene Lehre will nun der Schweizer Naturforscher Dr. Albert Brum zu Fall bringen und seine vulkanologischen Untersuchungen, die sich nun schon über eine stattliche Zahl von Jahren erstreckt haben, sind in der Tat höchst beachtenswert. Von einem gelehrten Mitarbeiter der „Nature“ wird bereits vorausgesagt, daß die Ergebnisse der Arbeiten von Dr. Brum eine Revolution des gesamten Vulkanismus hervorgerufen werden. Im wesentlichen kommen diese darauf hinaus, daß die Sprengwirkung, wie sie sich an Vulkanen zeigt, nicht durch Wasserdämpfe, sondern durch die Zerlegung von Verbindungen verschiedener Elemente wie Kohlenstoff, Stickstoff, Chlor, Fluor usw., die in der Lava aufgelöst sind, bewirkt wird. Es sind also Karbide, Nitride, Chloride, Fluoride usw., die als eigentliche Sprengstoffe in der glühflüssigen Lava wirken. Ferner wird jetzt angenommen, daß die vulkanischen Massen unter der Erdkruste für gewöhnlich kalt sind und nur durch Bewegungen innerhalb der Erdkruste eine plötzliche Erhitzung erfahren, die dann eben zu Vulkanausbrüchen führt.